

Biographische Skizze

von Dr. Karl von Scherzer.

Moriz Wagner wurde am 3. Oktober 1813 zu Bayreuth in fast ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater war Gymnasialprofessor, ein hochgebildeter Mann, der seine unabhängige Denkungsart wiederholt bitter büssen musste, ja im Jahre 1818 wegen einer Aeusserung über Sand sogar gemassregelt wurde; die Mutter eine ungemein energische, thatkräftige Frau, welche mit grossem Geschick das dürftige Hauswesen vor Schiffbruch zu bewahren verstand und zugleich auf die Erziehung ihrer sechs Kinder einen massgebenden Einfluss nahm. Bei Wagners Taufe war dessen Grossvater eben mit anderen Gästen in politische Gespräche über die nächste Zukunft vertieft, als plötzlich der Ruf erscholl: „Die Franzosen sind geschlagen und haben bei Leipzig eine totale Niederlage erlitten“ — eine Nachricht, welche durch ein Extrablatt der „Bayerischen Zeitung“ ihre Bestätigung fand. Nun war ein grosser Jubel, und es wurden viele Toaste ausgebracht. Auch der alte, ehrwürdige Grossvater erhob sein Glas auf das Gedeihen seines neugeborenen Enkelkinds und sprach: „Dieses Kind wurde an einem wichtigen Tage getauft und wird gewiss im Leben auch Wichtiges vollbringen!“ In einer von der Mutter in späteren Jahren verfassten und von ihr eigenhändig geschriebenen Biographie ihres Lieblings oder „Stöckels Söhnle“ erzählt sie dieses beglückende Familienereignis mit dem Beisatze: „In der That schien dieser Tag eine Vorbedeutung künftiger bedeutender Erlebnisse gewesen zu sein. Denn wer hätte damals geglaubt, dass dieses Kind dereinst das alte Karthago sehen und den Berg Ararat besteigen würde, auf welchem der fromme Noah nach der Sinthflut die erste Rebe pflanzte!“ . . .

Aus jenen mütterlichen Aufzeichnungen erfahren wir zugleich, dass der „kleine Fritz“ (in der Familie wurde nämlich Moriz stets kurzweg Fritz genannt) zum Zeichnen, Schnitzeln, Ausschneiden u. s. w. durchaus kein Talent zeigte, dagegen an Haustieren, Hunden, Katzen, Vögeln und Hühnern grosse Freude hatte, und dass ihm namentlich Schmetterlingefangen grosses Vergnügen bereitete. Ja, diese frühzeitig auftretende grosse Liebe zur Natur drängte in ihm alle anderen Interessen in einer Weise in den Hintergrund, dass man derselben von Seite der häuslichen Erziehung wie der Schule — aber vergebens — begegnen zu müssen glaubte. Immer trieb schon den Knaben ein leidenschaftlicher Sammeleifer ins Freie; massenhaft wurden Sammlungen angelegt, Tiere in ihren Lebensgewohnheiten beobachtet, das Auge im Erkennen der feinsten Unterscheidungsmerkmale geübt.

Als Moriz gerade sieben Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Augsburg, wo er später das Gymnasium besuchte. Schon damals zeigten sich bei ihm Spuren jenes Freiheitssinns und jener hochherzigen Gefühle, welche sich später zu Hauptzügen seines Charakters entwickelten. Als man allenthalben in Deutschland für die griechischen Freiheitskämpfer sammelte, wurde auch im Gymnasium zu Augsburg zu gleichem Zweck eine Kollekte veranstaltet. Moriz, der mit einem Beitrag gleichfalls nicht zurückbleiben wollte, beredete die Hausmagd, „ihm einen Gulden zu leihen und jeden Morgen einen Kreuzer für seine Frühstücksemmel zu behalten; er wolle während dieser Zeit nur Schwarzbrot essen.“ Zugleich verbot er ihr aufs strengste, den Eltern von dieser Verabredung etwas zu sagen. Als nun die Mutter bald darauf den Vorgang merkte und Moriz darüber zur Rede stellte, erwiderte er: „da er selbst kein Geld habe, so sei dies das einzige Mittel gewesen, auch seinerseits einen Beitrag aus Eigenem zu leisten!“

Als zwölfjähriger Knabe machte Moriz mit seinem Bruder Hermann die erste grössere Fussreise, und zwar nach der Schweiz. Sie hatten vierzehn Tage Urlaub und zusammen sechs Thaler Reise-geld erhalten. „Unter Beobachtung grösster Sparsamkeit, indem sie nur Milch und Brod genossen und in den billigsten Schenken übernachteten, wo sie oft nur einen Kreuzer Schlafgeld zu bezahlen hatten, gelang es ihnen, bis Zürich zu kommen und dort alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Ein Freund der Familie bewirtete die beiden reiselustigen Knaben einige Tage und

liess ihnen sogar ihre zerrissenen Stiefel flicken. Anstatt nach vierzehn Tagen kehrten sie erst nach vier Wochen zurück und hatten gleichwohl noch einen Thaler von ihrem Reisegeld erübrigt!“

Mit fünfzehn Jahren wagte Moriz bereits litterarische Versuche, und voll brennendem Interesse für Politik, fühlte er sich sogar gedrungen, seine Ansichten über die europäische Lage in einem Leitartikel niederzulegen, welchen er heimlich an eines der Augsburger Lokalblätter sandte. Abends las sein Vater, welcher an dem Jungen stets viel zu tadeln fand, den Aufsatz mit steigendem Interesse, ebenso des anderen Tages die Fortsetzung, und als nun der Sohn nicht länger mehr mit der Autorschaft zurückhalten konnte, ward ihm väterlicherseits nur ein verächtliches Lächeln als Erwiderung. „Wirst Du mir glauben, wenn ich Dir sage, wie der Schluss lautet?“ fragte nun Moriz, und als am nächsten Tage der Wortlaut dessen Angabe in der That bestätigte, da konnte der alte Herr eines grossen Erstaunens über seinen bisher so gering taxirten Sohn nicht länger sich erwehren.

Die Trennung des protestantischen von dem katholischen Gymnasium verursachte ganz unerwartet eine Störung in Wagners bisherigem Studiengang. Sein Vater als Rektor der protestantischen Schule wollte nicht seinen Sohn in das katholische Gymnasium schicken, und da zugleich ein Konflikt mit einem seiner Lehrer dem selbstbewussten Jüngling den Aufenthalt in der Schule mit jedem Tage unerträglicher machte, so wurde in einem Familienrat der Beschluss gefasst, dass Moriz dem Handelsstande sich widmen solle, und dessen Eintritt in das Wechselhaus von H. v. Halder in Augsburg vermittelt. Obschon derselbe nicht die geringste Neigung dazu verspürte, folgte er doch ohne Widerrede dem Wunsche seiner Eltern, widmete sich aber vor und nach den Komptoirstunden mit um so grösserem Fleisse seinem Lieblingsstudium: den Naturwissenschaften. Er machte geduldig seine Lehrjahre durch, nahm hierauf eine Kommissstelle bei Merkel in Nürnberg an, wo er aber nur ein halbes Jahr verblieb, und verschwand dann plötzlich, um erst nach längerer Zeit wieder aufzutauchen. Er hatte inzwischen neuerdings die wissenschaftliche Laufbahn betreten und sich auf eine grössere Reise nach Afrika vorbereitet, ohne gerade ein bestimmtes Ziel im Auge zu haben. Die ersten Kosten der Reise sollten durch Vorschüsse von seinen Brüdern und Freunden gedeckt und durch litterarische und wissenschaftliche Arbeiten, sowie durch naturhisto-

rische Sammlungen wieder zurückerstattet werden. Der Aufforderung mehrerer Freunde folgend, begibt sich nun Wagner im September 1836 nach Algier, wo gerade die Rüstungen zur Einnahme von Constantine getroffen werden. Dort gelingt es ihm, durch den General Damrémont zum Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission ernannt zu werden und an der Seite seines Freundes Adrian Berbrugger, Mitglied des französischen Instituts, à la suite des Generalstabes die Feldzüge der französisch-afrikanischen Armee nach Constantine, Belida und Reghaja mitzumachen und während des Tafna-Friedens die Hauptstadt Abd-el-Kaders und das Innere der Provinz Mascara unter dem Schutze des Emirs zu besuchen.

Die Briefe, welche zu jener Zeit von Wagner über seine Erlebnisse in Afrika in der „Allgemeinen Zeitung“, dann im „Ausland“ und im „Stuttgarter Morgenblatt“ erschienen, begründeten rasch seinen litterarischen Ruf. Mit jedem neuen Briefe wuchsen das Interesse und die Sympathien für den Autor. Herr v. Cotta, entzückt, eine so eminente Kraft entdeckt und seinem Blatte erworben zu haben, fuhr eigens bei Wagners Vater in Augsburg vor, um diesen zu seinem so talentvollen Sohne zu beglückwünschen.

Man erkannte und schätzte in Wagner ebenso den gewandten, liebenswürdigen Erzähler und eleganten Stilisten, wie den feinen, scharfen Beobachter, den weitblickenden Politiker. Durch seine ausgezeichneten Naturschilderungen zog er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt, durch seine treffende Darlegung der politischen und wirtschaftlichen Zustände der von ihm bereisten fernen Länder das Interesse der Staatsmänner auf sich und trat nun mit vielen der hervorragendsten Männer seiner Zeit in unmittelbaren Verkehr. Die Naturforscher wünschten von einem so scharfen und gründlichen Beobachter genaue naturgeschichtliche Aufschlüsse zu erhalten; den Politikern war wieder daran gelegen, die Ansichten eines so weitgereisten, vielerfahrenen Forschers über Ländergebiete zu hören, welche in der Geschichte der Menschheit noch eine so wichtige Rolle zu spielen berufen sind. Selbst der in der Regel Litteraten so abhold österreichische Staatskanzler Fürst Metternich gab den Wunsch zu erkennen, die Bekanntschaft des deutschen Schriftstellers zu machen, welcher seine Politik einer so scharfen Kritik unterzogen hatte, um von ihm jenes politische Programm persönlich entwickeln zu hören, welches er in seinen Berichten über den Orient in ebenso

grossartigen als genialen und, man kann jetzt wohl auch hinzufügen, prophetischen Zügen darzulegen versuchte.

Den Mangel an hinreichenden geognostischen und botanischen Kenntnissen für seine Reisezwecke schmerzlich empfindend, beschloss Wagner, obwohl damals bereits Doktor der Philosophie, wieder auf die Schulbank sich zu setzen und in Göttingen von 1840 bis 1842 bei Hausmann Geologie zu studieren. Er begleitete die Exkursionen des berühmten Geognosten, welcher zu jener Zeit so zahlreiche Zuhörer anzog; bei einem dieser geognostischen Ausflüge war es, wo er die persönliche Bekanntschaft von Leopold v. Buch machte, der sich für Wagners projektierte Reise nach dem Orient lebhaft interessierte und sich ihm später sehr nützlich erwies. In jene Epoche fällt auch Wagners Eintritt in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“, der er zwar nur ganz kurze Zeit als Mitglied angehörte, zu welcher er aber bis zu seinem Lebensende zum Gewinn für beide Teile in den intimsten Beziehungen stand.

Aber schon nach verhältnismässig kurzer Pause sehen wir Wagner wieder die Feder mit dem Wanderstab und dem geognostischen Hammer vertauschen und mittelst Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin eine zweite grosse wissenschaftliche Reise unternehmen, während welcher er, rastlos forschend, beobachtend und sammelnd, die Küstenländer des Schwarzen Meeres, dann den Kaukasus, das westliche Persien und die Wohnsitze der unabhängigen Kurdenstämme südlich vom Urmia-See durchwanderte. Die namhaften und wertvollen naturhistorischen Sammlungen, welche er mit heimbrachte, befinden sich dermalen in den Museen zu München, Wien und Paris, während er die Beschreibung jener ausgedehnten Reisen in einer Anzahl grösserer Werke niederlegte, in welchen er sich nicht damit begnügte, dieselben mit glänzenden, an Humboldts Naturansichten reichende Schilderungen auszustatten, sondern in denen er auch den politischen und wirtschaftlichen Zuständen der durchwanderten Lande eingehende und tiefsinnige Betrachtungen widmete.

Der langgehegte, lebhafte Wunsch, die nordamerikanischen Freistaaten in ihren vom alten Kontinent so verschiedenen Naturverhältnissen, sowie in ihren eigentümlichen staatlichen Einrichtungen und Völkerzuständen durch eigene Anschauung kennen zu lernen, führte

Wagner und mich im Frühling 1852 (nachdem wir ein Jahr den Vorstudien dazu gewidmet hatten) über den Atlantischen Ozean. Am 13. Mai schifften wir uns in Bremen an Bord des später durch Brand verunglückten deutschen Dampfers „Hermann“ nach New-York ein und bereisten ein Jahr hindurch Nordamerika in den verschiedensten Richtungen. Wagner ging weiter als ich nach Norden, bis zum Ausflusse des St. Lorenz-Stromes im brittischen Canada, während ich mich mehr nach Westen bis jenseits der grossen Südwasserseen wandte und die Indianerstämme von Minnesota und dem oberen Mississippi aufsuchte. An der Mündung jenes Stromes, in den südlichen Staaten der Union, vereinigten wir uns wieder, brachten den Winter in der Louisiana mit wissenschaftlichen Arbeiten zu und schifften uns im Frühling 1853 in New-Orleans nach Zentralamerika ein, dessen fünf Republiken (Costa Rica, Nicaragua, San Salvador, Honduras und Guatemala) wir nahezu zwei Jahre bewohnten und theils zu Maultier, theils zu Fuss durchzogen. Wagner hatte sich während dieser Wanderungen hauptsächlich mit den vulkanischen Erscheinungen und der geographischen Verbreitung der Organismen beschäftigt, während meine Studien mehr auf die allgemeinen geographischen, ethnographischen und staatlichen Verhältnisse jener herrlichen Ländergebiete, in Verbindung mit den grossen Zeitfragen der Auswanderung und Kolonisation, gerichtet waren.

Nach Beendigung unserer Forschungen und Studien im zentral-amerikanischen Isthmuslande standen wir eben im Begriffe, über Britisch-Honduras nach Westindien aufzubrechen, als uns durch Vermittelung des brittischen Geschäftsträgers in Guatemala, Sir Ch. Lennox Wyke, von seiner Regierung die höchst ehrenvolle Aufgabe zu Theil wurde, im Interesse des Britischen Museums in London die in den Wildnissen Zentralamerikas zerstreuten steinernen Reste einer völlig unbekannten Kultur zu untersuchen und womöglich einige der transportfähigsten jener merkwürdigen Denkmäler untergegangener mächtiger Reiche und verschwundener Völker für das berühmte Nationalinstitut käuflich zu erwerben. Noch heute — nach mehr als einem Menschenalter — ergreift mich ein Gefühl des Erstaunens und der Bewunderung, wenn ich an die Energie, den Muth und die Ausdauer zurückdenke, mit denen mein Gefährte, obschon noch fortwährend körperlich angegriffen, den unsäglichen Mühen, Beschwerden und Hindernissen Trotz bot, womit jene Mission verbunden war,

und von welchen nur diejenigen eine richtige Vorstellung sich zu machen im Stande sind, welche den Naturcharakter des tropischen Amerika aus eigener Anschauung kennen.

Den Schluss unserer amerikanischen Reisen bildete ein Besuch der Antillen, wo wir auf Jamaica, Haiti, St. Thomas und Cuba einen längeren Aufenthalt nahmen. Im ganzen reichten unsere gemeinschaftlichen Reisen in Amerika vom 50. Grad bis zum 9. Grad nördlicher Breite und dehnten sich einschliesslich der Oceanfahrten über nahe an 30,000 englischen Meilen aus. Das grösstenteils von Wagner gesammelte geognostische, zoologische und botanische Material¹⁾ giebt viele neue Aufschlüsse über die Gebirgskonstruktion, sowie über den wesentlichen Naturcharakter der zentralamerikanischen Pflanzenwelt. Da Wagner an beiden entgegengesetzten Abhängen der Cordilleren, sowie in den Küstengegenden beider Ozeane sammelte, so hatten die mitgebrachten Gegenstände auch als Beitrag für die geographische Verbreitung der Organismen einen ganz besonderen Wert. Die Artenscheidung durch die Schranke des Hochgebirges ist dort für die mit geringer Bewegungsfähigkeit ausgestatteten Tiere, besonders unter den Landmollusken, Insekten und Arachniden, mit Bestimmtheit nachgewiesen. Im Mai 1855 nach dreijähriger Abwesenheit wieder nach Europa zurückgekehrt, vergingen fast zwei Jahre mit der Ordnung der mitgebrachten Sammlungen, sowie mit der Veröffentlichung unserer Eindrücke, Studien und wissenschaftlichen Beobachtungen, die wir teils in selbständigen Werken, teils in akademischen Abhandlungen niederlegten.

Im November 1856 eröffnete sich für Wagner plötzlich neuerdings die Aussicht, gemeinsam mit mir eine zweite Weltfahrt zu unternehmen. Ich war nämlich durch den damaligen Marine-Oberkommandanten Erzherzog Ferdinand Max in der huldvollsten Weise eingeladen worden, die Fregatte „Novara“ auf ihrer Reise um die Erde als Mitglied der scientificen Kommission zu begleiten, und der für alle wissenschaftlichen Strebungen so begeisterte hochselige König Maximilian II. von Bayern hatte an höchster Stelle den Wunsch zu erkennen gegeben, der österreichischen Expedition und ihren projektirten Arbeiten auch einen bayrischen Naturforscher beigesellen zu dürfen und zu diesem Zwecke Moriz Wagner in Vorschlag

¹⁾ Von der Abteilung der wirbellosen Tiere allein hatte Wagner an 40,000 Exemplare, darunter über 300 neue Arten, mitgebracht.

gebracht. Allein die kaiserliche Regierung trug aus mehrfachen Gründen Bedenken, dem königlichen Begehren zu willfahren, und so scheiterte, wohl an einer allzu partikularistischen Auffassung der gestellten Aufgaben, die angeregte Mitreise des deutschen Forschers, welche sich für die „Novara“-Expedition vielleicht von ähnlichen grossen wissenschaftlichen Erfolgen erwiesen hätte, wie die Teilnahme Charles Darwins an Bord des erdumsegelnden brittischen Schiffes „Beagle“.

Wagner selbst sah die Fregatte mit tiefem Bedauern scheiden; denn je länger er in und mit der Natur lebte, desto unwiderstehlicher erfasste ihn die Sehnsucht, tiefer in ihre Wunder und Geheimnisse einzudringen, desto mehr erkannte auch er das Treffende des Byron'schen Ausspruches: „dass von allen Lebensgenüssen der nachhaltigste doch derjenige ist, welchen das Reisen gewährt.“

„Hätte das Schicksal es gefügt,“ schreibt er am 6. April 1857 an seine Mutter, „dass ich mit Nutzen und guten Aussichten diese schöne Weltreise hätte mitmachen können, ich wäre wahrlich sehr freudig und gern gegangen, wie der alternde Kranich, der im Herbst zu dem jüngeren Volke in die Lüfte sich schwingt, wenn der Ruf zur Reise, zum Flug übers Meer nach dem Süden ertönt, welcher für den alten Wandervogel wie eine Lockstimme der schönen Jugend oder wie die Trompete für einen alten Schlachtgaul klingt! Es freut ihn die Gelegenheit, noch einmal seine Kräfte zu versuchen, noch einmal seine Schwingen zu erproben, noch einmal — zum letzten Mal — die schöne Welt zu sehen aus der Vogelperspektive und zu sterben, wenn es sein muss, in seinem Metier und in seiner Lebensbestimmung als — Wandervogel.“

Dennoch sollte sein heisses Sehnen, „noch einmal einen Flug übers Meer zu wagen, noch einmal seine Kräfte zu erproben,“ erfüllt werden. Durch die abschlägige Antwort der österreichischen Regierung zwar etwas verstimmt, aber keineswegs in seinem Entschlusse wankend gemacht, beschloss König Max, welcher die Wissenschaft um ihrer selbst willen aus den innersten Tiefen seines Herzens liebte und gelehrte Denker aufrichtig verehrte, den bayerischen Forscher als Entschädigung für dessen missglückte Teilnahme an der „Novara“-Erdumseglung aus Eigenem mit den Mitteln zu einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem tropischen Amerika auszustatten, deren Ergebnisse für die Länder- und Völkerkunde einen wesentlichen Gewinn erwarten liessen und zugleich für die Frage

der deutschen Auswanderung und Kolonisation nützliche Belehrungen bringen könnten.

Der König genehmigte vollinhaltlich den von Wagner über die im Süden von Zentralamerika vorzunehmenden geographischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten vorgelegten Plan, bloss die Bedingung daran knüpfend, „dass Wagner die von ihm gemachten Sammlungen dem Staate überlasse und alle drei Monate einen ausführlichen Bericht über seine Arbeiten direkt an Se. Majestät einsende.“ In der Abschiedsaudienz empfahl noch der König dem Forscher, dessen unbegrenzter Pflichteifer ihm wohlbekannt war, seine Gesundheit zu schonen und entliess ihn mit den huldvollen Worten: „Ich glaube, in Ihnen den rechten Mann für dieses Unternehmen gefunden zu haben!“

Und so befand sich auch Moriz Wagner nur wenige Monate, nachdem die Fregatte „Novara“ unter Segel gegangen war, gleichfalls auf dem Wege nach der neuen Welt. Trotz der gewaltigen Entfernung, die uns jetzt jahrelang trennte, trotz seiner aufreibenden Thätigkeit liess er es doch niemals an schriftlichen Mitteilungen und Ratschlägen fehlen, und seine teilnahmsvollen Briefe erschienen mir wie freundliche Schutzgeister, deren Stimmen noch inmitten der schweigenden Einsamkeit des Weltmeeres zu mir sprachen.

Nach einer gründlichen Durchforschung des Isthmus von Panamá, welche für den erst zwanzig Jahre später von F. v. Lesseps mit kühner Hand unternommenen Durchstich wichtige Aufschlüsse bot und von mannigfachem Vorteil sich erwies, versuchte Wagner, in das Innere der Landenge von San Blas, in jene einsamen, waldbedeckten, nur spärlich von heidnischen Indianern bewohnten Gebirgsgegenden einzudringen, und führte daselbst unter grossen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren wissenschaftliche Untersuchungen aus, deren Ergebnisse die Geographie von Mittelamerika in einem ihrer wichtigsten und unbekanntesten Teile in rühmenswertester Weise bereicherten. Immer weiter nach Süden ziehend, widmete er die beiden nächsten Jahre wohlgeplanten Reisen und Arbeiten in den Anden der Äquatorialzone von Südamerika, namentlich in Ecuador und dem Hochlande von Quito, wo er, ungeachtet seines geschwächten Gesundheitszustandes, eine Reihe geologischer Untersuchungen an den berühmten Vulkanen und Andesitkegeln des Cotopaxi, Ilinissa, Tunguragua, Capac-Ureu und Chimborazo ausführte, zu denen jene Fragen Anregung boten, welche ihm Alexander von Humboldt in einem letzten Briefe empfohlen hatte. Durch die

mitgebrachten Sammlungen und die an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen über die Flora und Fauna jener merkwürdigen Gebirgswelt, wo noch für lange Zeit viele Botaniker und Zoologen ein grosses, dankbares, fast unerschöpfliches Gebiet für ihre Zwecke finden, hat Wagner zugleich wesentlich dazu beigetragen, die einstigen zwar hochverdienstlichen, aber immerhin noch lückenhaften Untersuchungen von Humboldt und Bonpland zu ergänzen und denselben neue Beobachtungen hinzuzufügen.

Die Mehrzahl der bisherigen Werke Wagners waren im Interesse der grösseren Verbreitung und daher vorteilhafteren Verwertung in einer populären Form abgefasst und hauptsächlich für das grosse Lesepublikum bestimmt. Von Jugend auf ausschliesslich auf den Erwerb mit der Feder angewiesen, war er zugleich genötigt, einen grossen Teil seiner Zeit und Musse auf Journalartikel und politische Berichte zu verwenden, um durch diese lukrativere litterarische Thätigkeit leichter die Mittel zur Durchführung seiner so grossartig angelegten Reise-Unternehmungen sich zu verschaffen. Mit einem gewissen Stolz erzählt die mütterliche Biographie: „Seine Reise nach dem Orient kostete ihn über 10,000 bayrische Gulden, die er alle mit der Feder verdienen musste, und als er nach zwei Jahren heimkehrte, war er keinen Heller mehr schuldig!“

Nun waren ihm durch einen edlen Mäcen, wie die Geschichte deutscher Fürsten keinen zweiten kennt, zum ersten Mal in grossmütigster Weise die Mittel geboten, um bei seinen Forschungen und Arbeiten ausschliesslich nur den wissenschaftlichen Zweck im Auge behalten und ihm nachstreben zu können; nun wollte er das Beste leisten, was er überhaupt vermochte, wollte beweisen, dass Reiseforscher mehr seien als „geniale Dilettanten der Wissenschaft“, mit einem Wort ein Werk liefern, welches den höchsten Ansprüchen auf wissenschaftliche Gründlichkeit Genüge leistete.

Die neuerkannten Thatfachen und die auf gewissenhafter Forschung beruhenden Wahrheiten, welche er in jenem hochbedeutsamen Werke niederlegte und fachmännisch begründete, seine umfassenden Kenntnisse auf den Gebieten der physikalischen Geographie, der Ethnographie und fast aller naturwissenschaftlichen Disziplinen, von welchen er darin Zeugnis giebt, sichern ihm dauernd einen Ehrenplatz unter den Naturforschern seiner Zeit.

In jener ebenso wunderbaren als wissenschaftlich lehrreichen Gebirgswelt der äquatorialen Anden war es zugleich, wo ihn das

Studium der höchst eigentümlichen geographischen Verteilung der Organismen und dessen Resultate in die glückliche Lage brachte, in der grössten naturwissenschaftlichen Streitfrage unseres Jahrhunderts: über die Entstehung jener typischen Formen des Pflanzen- und Tierreiches, welche wir Arten nennen, ein bedeutsames Wort mitsprechen zu können, und den sogenannten Darwinismus durch neue, wichtige Gesichtspunkte zu ergänzen. Denn kaum einem der berühmten reisenden Naturforscher unseres Jahrhunderts war es wie Wagner vergönnt, über die topographischen Eigentümlichkeiten der Verbreitungsgebiete und Fundplätze der Organismen eine gleiche Summe von Beobachtungen und Erfahrungen an so verschiedenen Erdstellen zu machen und jene örtlichen Einflüsse zu studieren, welche trennende Schranken, wie Meeresarme, breite Ströme, Hochgebirge und Wüsten, auf die geographische Verbreitung und die Physiognomie der Organismen üben.

Als Resultat aller seiner Beobachtungen und Erfahrungen stellte er nun der Darwin'schen Selektionstheorie sein „Migrationsgesetz der Organismen“ als hauptsächlich wirkende Grundursache einer Entstehung neuer Arten (species) gegenüber.

Während die Transmutationstheorie, d. h. die Lehre von der allmählichen Verwandlung und Fortbildung der Arten, welche Darwin durch eine überwältigende Zahl von neuen und wichtigen That-sachen wissenschaftlich begründet, auch durch die Erfahrungen der Geologie und Paläontologie beträchtlich unterstützt und gegenwärtig von den kompetentesten Männern als richtig angenommen wird (schon aus dem Grunde, weil sie bis jetzt die einzige vernünftige Theorie ist, welche uns die Entstehung der organischen Formen auf rein natürlichem Wege erklärt), beruht dagegen nach Wagners Annahme die Selektionstheorie des grossen brittischen Forschers, nach welcher neue Formen durch ununterbrochene Zuchtwahl oder Auslese auch im gleichen Verbreitungsbezirke nicht nur entstehen können, sondern auch fortwährend entstehen müssen, auf einem tiefen Irrtum und erscheint gegenüber der von Darwin selbst zugestandenen ausgleichenden Wirkung der freien Kreuzung völlig unhaltbar. Alle die tausend und abertausend von Wagner selbst in Ländern beobachteten That-sachen, welche durch ihre Reliefverhältnisse für derartige zoo-geographische Untersuchungen, sowie für die durch dieselben zu lösenden Fragen der Speziesbildung ganz besonders günstig sind; alle die so sonderbaren Erscheinungen in dem Vorkommen und der

geographischen Verbreitung der Tiere und Pflanzen im tropischen Amerika widersprechen nach der Anschauung des deutschen Forschers der Darwin'schen Behauptung und finden andererseits in der Züchtung durch räumliche Separation eine befriedigende Erklärung; kurz, alle seine Studien und Wahrnehmungen lassen eine günstige Deutung für die Richtigkeit des Satzes zu: „dass die Natur neue Formen nur durch Separation züchtet, d. h. durch Isolirung einzelner Kolonisten vom Standpunkte der Stammart mittelst des individuellen Ausartungsbestrebens. Durch sogenannte Wahlzucht oder eine fortwährende Auslese begünstigter Individuen im gleichen Verbreitungsgebiet vermag dagegen keine neue Form zu entstehen, weil die freie Kreuzung ihr entgegenwirkt und die einzelnen Varietäten, welche sich bilden, nach wenigen Generationen wieder vernichtet.“

Wagners Migrationsgesetz hatte in der wissenschaftlichen Welt nicht bloss gerechtes Aufsehen erregt, sondern leicht begreiflicherweise auch eine heftige Opposition hervorgerufen. Einzelne blinde Apostel der Darwin'schen Lehre traten besonders geharnischt gegen die neue Hypothese auf; noch zahlreicher waren jene Stimmen, welche weit ausgeholte Bedenken äusserten oder in Winkelzügen gegen dieselbe ankämpften; aber kein einziger Forscher vermochte bisher die Wagner'sche Theorie überzeugend zu widerlegen und durch Thatsachen zu entkräften.

Selbst Darwin, obschon gewisse Einwände gegen das Wagner'sche Migrationsgesetz erhebend, konnte gleichwohl nicht umhin, dasselbe „neu und bedeutsam“ zu nennen; ja, in den mehrfachen Gesprächen, welche ich während eines dreijährigen Aufenthalts in London mit jenem ebenso grossen Denker als bescheidenen Menschen über den Gegenstand zu führen die beglückende Gelegenheit fand, hat Darwin stets das allerlebhafteste Interesse für Wagners Untersuchungen an den Tag gelegt. Wären die beiden Forscher räumlich wie sprachlich sich näher gestanden, gewiss hätte aus deren direktem Verkehr unsere Kenntnis über die Entstehung der Arten einen reichen und dauernden Gewinn gezogen. Auch Ernst Haeckel, der begeistertste Anhänger und eifrigste Vorkämpfer des Darwinismus in Deutschland, glaubte in einem Schreiben an Wagner (d. d. 16. Januar 1873) das Zugeständnis machen zu müssen: „dass er sich über die wirkende Ursache, welche zur relativen Fixirung der Speziescharaktere führte (ob mehr die Selektion oder mehr die Migration, bezw. Separation), bisher nur sehr unsichere Vorstellungen habe bil-

den können.“ „Je mehr ich über das Verhältniß der Selektionstheorie zur Migrationstheorie nachdenke,“ schliesst Häckel sein Schreiben, „desto mehr komme ich zur Überzeugung, dass die Abgrenzung der Wirkungsgebiete beider im einzelnen ausserordentlich schwer und gerade bei genauester Untersuchung meistens unmöglich ist... Die Differenz zwischen unseren Anschauungen beschränkt sich demnach, wie mir scheint, wesentlich darauf, dass Sie meiner Meinung nach der natürlichen Züchtung eine zu geringe Wirksamkeit zuschreiben, während ich wohl bisher zu wenig Gewicht auf die selbständige Wirksamkeit der Migration gelegt habe...“

Aber auch an stimmberechtigten Verteidigern der Wagner'schen Theorie fehlte es nicht. Einer der berühmtesten Zoologen unserer Zeit, Professor K. v. Baer in Dorpat, sagt in einem Schreiben an Wagner (d. d. Dorpat, 19. Juni / 1. Juli 1868), „er stehe keinen Augenblick an, dessen lehrreiche Schrift: ‚Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen‘, für die beste Arbeit zu halten, welche er über die Darwin'sche Hypothese gelesen hat.“

Während Baer die Wagner'sche Theorie mit dem Auge des Zoologen prüft, hat der Geograph Professor Fr. Ratzel in seiner berühmten Anthro-po-Geographie das Migrationsgesetz auch auf die Erscheinungen des Völkerlebens auszudehnen und anzuwenden versucht. Und nicht bloss unter Naturforschern, sondern, was noch überraschender ist, sogar unter Philosophen und Theologen rekrutierten sich Wagners Parteigänger.

Ein ganz besonders lebhaftes Interesse an der neuen Theorie nahm David Strauss, welcher zu Wagner viele Jahre hindurch in den intimsten Beziehungen stand. In einem aus Darmstadt unter dem 7. November 1868 „an seinen teuren Freund“ datierten Briefe äussert sich der berühmte Theologe in der nachfolgenden bemerkenswerten Weise:

„Nur der Umstand, dass ich Tag für Tag einen Brief von Ihnen erwartete, hat mich abgehalten, Ihnen gleich nach Vollendung der Lektüre zu schreiben, wie sehr mich Ihre Schrift befriedigt, wie vollständig sie mich überzeugt hat. Auch habe ich überall, wo ich Ihrer Entdeckung gedacht fand, mit Vergnügen die Zustimmung bemerkt, die derselben von allen Seiten entgegenkommt. So in Büchners: Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie (S. 150 Aum.), in Naumanns: Die Naturwissenschaften und der Materialismus (S. 83 u. s. w.). — Dabei fällt mir etwas ein, was ich mir

längst zur Mitteilung an Sie vorgemerkt habe. Bei zufälligem Nachschlagen in Kants Anthropologie (2. Aufl. Königsberg, Nicolovius, 1800) fiel mir S. 323 eine Anmerkung auf. Er spricht dort von dem Geschrei der neugeborenen Kinder, wovon bei neugeborenen Tieren sich nichts finde, wie es denn auch als Herbeilockung von Raubtieren im gefährlichsten Momente (der Schwäche der Mutter) höchst verderblich wäre. Beim Menschen werde es jetzt durch die Kultur unschädlich gemacht; aber im Naturzustande könne es nicht stattgefunden haben, da sonst die Menschheit schwer hätte fortbestehen können; es müsse folglich hierin eine Veränderung mit der menschlichen Natur vorgegangen sein. „Die Bemerkung“, setzt Kant hinzu (sein Deutsch ist in diesen letzten Zeiten von übler Beschaffenheit!), „führt weit, z. B. auf den Gedanken, ob nicht auf dieselbe zweite Epoche, bei grossen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte, wo ein Urang-Utang oder ein Chimpanse die Organe, welche zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildeten, deren (dessen?) Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Kultur sich allmählich entwickelte.“ Wenn ich diese Stelle, deren Ausdruck etwas dunkel ist, recht verstehe, so liegt darin eine Vorahnung der Darwin'schen Theorie.“

Wagner war es zugleich, welcher zuerst in den bayrischen Seen das Vorhandensein von Pfahlbauten nachgewiesen und dadurch wesentlich zu der Anlage der so interessanten Sammlung prähistorischer Fundstücke im Münchner Museum beigetragen hat.

Die letzten Lebensjahre widmete Wagner, soweit dessen amtliche Stellung und dessen kränkelder Zustand es zulieszen, fast ausschliesslich der Ausbildung und Weiterentwicklung seiner Theorie, mit dem festen Bewusstsein, in der grossen wissenschaftlichen Streitfrage der Entwicklungsgeschichte das Richtige getroffen und in der Darlegung der wirklichen Vorgänge der Artbildung gewiss der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein. Doch leih er wissenschaftlichen Einwänden stets willig und dankbar sein Ohr; denn, wie jedem echten Forscher, ist es ihm ausschliesslich um die Ergründung der Wahrheit zu thun. „Ich gebe,“ schreibt er mir einmal, „meine Auffassung des formbildenden Naturprozesses (für die Systematik und die naturphilosophische Seite der Frage) sehr gern der Kritik und dem Widerspruche der Gelehrten preis und werde, wenn sie wirklich widerlegt werden sollte, die ganze Theorie auch fallen lassen,

nur wünsche ich nicht, dass sie ignoriert werde.“ Dass man indes seine Theorie weder als irrig verwarf, noch als bedeutungsvoll pries, was er als ein absichtliches Ignorieren derselben auffassen zu müssen glaubte und worunter er so schwer litt, lässt sich auf die natürlichste Weise aus der grossen Schwierigkeit erklären, sein Migrationsgesetz faktisch zu widerlegen. Ein Gesetz der Artbildung aber, gegen welches kein stichhaltiger Einwand vorgebracht werden kann, wird zuletzt immer die stärkste Stütze der Abstammungslehre bleiben!

Die journalistische Thätigkeit, welcher sich Wagner, wie bereits erwähnt, lange Zeit hindurch mehr aus Not als aus angeborener Neigung widmete, war Ursache, dass derselbe manche unverdiente Vorwürfe und Zurücksetzungen erfuhr und erst in späteren Jahren jene hohe Stellung in der akademischen Welt einnahm, zu welcher ihn seine Leistungen längst berechtigt hätten. Mit Geringschätzung und giftiger Scheelsucht sahen die litterarischen Ameisen und Stubengelehrten auf den Journalisten und Reisenden herab und vergassen in ihrer kurzsichtigen Stubenweisheit, dass eine gediegene Mitarbeiter-schaft bei hervorragenden Zeitungen weit mehr wertvolle Kenntnisse und nützlichcs Wissen unter den Menschen verbreiten hilft, als noch so stockgelehrte, doch nur für einen winzigen Kreis wertvolle Abhandlungen; dass der Stoff zu ihren Studien in bequemer Nähe liegt und sie ihr Kapital von Kenntnissen in aller Ruhe vermehren können, während der Reisende selbst das notwendige Material zu seinen Untersuchungen, die wissenschaftlichen Sammlungen, oft nur mit namenlosen Schwierigkeiten und Opfern zusammenbringt und nur in den seltensten Fällen die Frucht seiner Arbeiten ohne lange und bittere Nachwehen zu geniessen im Stande ist.

Wagners zahllose politische Artikel erweckten auch aus dem Grunde ein ganz besonderes Interesse und hatten mehr als Eintagswert, weil dieselben zumeist die wichtigsten Momente unserer Zeitgeschichte in den lebendigsten Farben illustrierten. Einem politischen Sturmvogel gleich, witterte er monatelang voraus Revolution und Pulverdampf. Wo immer in Europa ein Stück Zeitgeschichte sich abspielte, da war man sicher, auch Moriz Wagner zu finden. Während des Sonderbundkrieges verfolgte er am 23. November 1847 das entscheidende Gefecht bei Gislikon mit grosser Kaltblütigkeit in nächster Nähe; in Wien, in Frankfurt a. M., in Schleswig-Holstein, allenthalben treffen wir seine Spur; überall leuchtet aus seinen Berichten und Schilderungen der feine Beobachter, der freisinnige Denker,

der weitblickende Politiker heraus. Während der Belagerung von Wien im Oktober 1848 hatte er sich in die von den Truppen zernierte Stadt einschliessen lassen. Als die Entscheidungsstunde nahte, stieg er auf den Stephansturm und versteckte sich in einem Winkel der Plattform, um Notizen über die heranziehenden Truppen zu machen. Ein Offizier der Studentenlegion, welcher sich oben auf Observation befand, rief ihm zornig zu: „Ich werde Sie herunterblasen lassen, wenn Sie nicht auf der Stelle Ihr verdammtes Schreiben einstellen!“ Wagner klappte sein Notizbuch zusammen und verzog sich, anstatt abwärts, leise aufwärts, wo er in einer geschützten Nische sofort seine Notierungen wieder begann und dann nach der Übergabe einen inhaltsschweren Brief an die „Allgemeine Zeitung“ mit dem Ersten hinausbeförderte, welcher durch die wieder geöffneten Stadttore passieren durfte. „Damals,“ bemerkte Wagner in späteren Jahren, „lag noch ein Reiz in diesem Handwerke, wo noch keine Telegraphen spielten und der Korrespondent es war, welcher gewichtige Neuigkeiten zuerst verkündete. Heutzutage hat das alles ein viel uninteressanteres Gesicht. Ich bin zu jener Zeit mit der Revolution gewandert, war überall dabei, habe alles gesehen und besass eine Produktionskraft im Schreiben, die mir heute erstaunlich erscheint. Ach, wenn ich jene Geistesarbeit für die Wissenschaft hätte verwenden können!! Meine gesammelten Zeitungsartikel müssten eine stattliche Reihe von Bänden ausmachen. Und wozu war das alles? Für die Vergessenheit! O, es ist eigentlich doch ein schreckliches Geschäft, Journalist sein zu müssen!“

Ganz ausserordentlich waren seine Geschichtskenntnisse. Keine Epoche war ihm ganz fremd, während er mit einzelnen, wie z. B. das griechische und römische Altertum, die Reformationszeit und die französische Revolution, vollkommen vertraut war. Die Feldzüge Napoleons I. kannte er derart im Détail, dass er über jeden derselben, ja über jeden Marschall aufs eingehendste Rechenschaft zu geben vermochte. Er hatte überhaupt in seinem Wesen eine gewisse Beimischung eines Militärs und behielt auch stets ein lebhaftes Interesse und klares Verständnis für strategische und taktische Fragen.

Einen unversöhnlichen Vernichtungskampf führte seine schneidige Feder gegen jede Art von Unrecht, Willkür und Unterdrückung, ob diese nun ihn persönlich oder auch nur den fernsten Nebenmenschen berührten. Der spitze Pfeil seiner Kritik traf dann schonungslos Freunde ebenso tief als Fremde.

Dass Wagner, gleich jedem Sterblichen, auch manche kleine Schwächen hatte, soll indessen ebenso wenig verschwiegen werden, als dass diese ihm viele Unannehmlichkeiten bereiteten und zugleich Ursache waren, oft schwer verkannt und wiederholt in ernste Händel und sogar Duelle verwickelt zu werden. Allein dieselben warfen nur zuweilen einen leichten Schatten auf seinen im allgemeinen so sublimen Charakter. •

Ueberblickt man die massenhaften und so wertvollen litterarischen, publizistischen und wissenschaftlichen Arbeiten,¹⁾ sowie die so fruchtbringende, naturforschende Thätigkeit Wagners, welche derselbe während eines vieljährigen Reiselebens in vier Erdteilen entfaltete, so kann man nicht genug über den Reichtum an Begabung und gediegener Bildung staunen, welchen eine gnadenvolle Natur in diese Menschenseele gelegt hatte.

¹⁾ Die bedeutenderen Werke und Abhandlungen, mit welchen dieser ausgezeichnete Forscher im Laufe seines schöpfungreichen Wirkens die wissenschaftliche Welt beschenkte, sind: Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836—1838 (3 Bde., nebst einem naturhistorischen Anhang und einem Bilderatlas, Leipzig, 1841); Der Kaukasus und das Land der Kosaken (2 Bde., Dresden und Leipzig, 1848); Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens (Stuttgart, 1850); Reise nach Kolchis und den deutschen Kolonien jenseit des Kaukasus (Leipzig, 1850); Reise nach Persien und dem Lande der Kurden (2 Bde., Leipzig, 1852); Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 (3 Bde., Leipzig, 1854); Die Republik Costa Rica (Leipzig, 1856); Beiträge zu einer physisch-geographischen Skizze des Isthmus von Panamá (Gotha, 1861); Beiträge zu einer Meteorologie und Klimatologie von Mittelamerika (Dresden, 1864); Über die hydrographischen Verhältnisse und das Vorkommen der Süßwasserfische in den Staaten Panamá und Ecuador; ein Beitrag zur Zoogeographie Amerikas (München, 1864); Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen (Leipzig, 1868); Über die Naturverhältnisse der verschiedenen Linien, welche für einen Durchstich des zentralamerikanischen Isthmus in Vorschlag sind (München, 1869); Über den Einfluss der geographischen Isolirung und Kolonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen (Sitzungsberichte der königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften, München, 1870); Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika (Stuttgart, 1870); Neue Beiträge zur Streitfrage des Darwinismus („Ausland“ 1871, Nr. 13 u. ff.); Naturwissenschaftliche Streitfragen („Allg. Ztg.“ 1872, 73, 74, 77, 78); Über die Entstehung der Arten durch Absonderung („Kosmos“ Bd. VII, 1880); Darwinistische Streitfragen (Westermanns Monatshefte, 1881); Darwinistische Streitfragen I—IV („Kosmos“, 1882—1884); Leopold von Buch und Charles Darwin („Kosmos“, 1883); Die Kulturzüchtung des Menschen gegenüber der Naturzüchtung im Tierreiche („Kosmos“, 1886).

Seine grösste Sehnsucht, sein letztes Werk noch zu vollenden, blieb leider unerfüllt. „Nur 14 Tage möchte ich noch leben,“ sagte er seufzend zu einer ihn auf seinem letzten Schmerzenslager besuchenden Freundin, „und geistige Kraft genug besitzen, um meine Migrations-theorie in ihren letzten Konsequenzen völlig zum Abschluss bringen zu können!“ Doch hat er eine der wichtigsten darauf bezüglichen Abhandlungen, „Die Kulturzüchtung des Menschen gegenüber der Naturzüchtung im Tierreich,“ noch beendet, und ebenso sind zahlreiche Aufzeichnungen von seiner Hand vorhanden, welche den letzten Erdenwunsch des Verstorbenen ermöglichen, seine Studien und Untersuchungen über das Migrationsgesetz in einem vollständigen Bilde zu vereinigen.

Wagner gehörte keiner der gesetzlich anerkannten religiösen Konfessionen an, wie er dies auch in den von ihm schriftlich hinterlassenen Bestimmungen über sein Begräbnis ausdrücklich erklärte. Aber wenn irgend einer, so liefert Moriz Wagner den schlagendsten Beweis, dass man die höchsten menschlichen Tugenden besitzen könne, ohne gleichwohl zu irgend einer bestimmten Religion sich zu bekennen.

Von strengem Rechtlichkeitsgefühl beseelt, voll Besonnenheit und männlicher Würde, voll Aufopferung für andere und voll Entsagungen gegen sich selbst, mildthätig und demutsvoll, nach den höchsten Zielen der Menschheit in Sittlichkeit und Wissen strebend, stellte er die in der harten Lebenspraxis geübten Thaten höher als tote Formen, gieng ihm die wissenschaftliche Erkenntnis über den blinden Glauben, der Kern über die Schale. Er lebte und starb in der Überzeugung, dass die fortgeschrittene Menschheit alle positive Religion abschaffen, und dass Moral und Pflichtgefühl in einem Grade sich entwickeln werden, um alle Dogmen entbehren zu können. Mit einem Anflug von Voltaire'scher Intoleranz behaftet, übersah er, dass mehr als die Hälfte der Menschheit eine mystische Anlage habe und dieser unter irgend einer Form Genüge thun müsse. Aber an jene „angeborene Anlage“ glaubte er eben nicht. Gleichwohl war Wagner nicht ohne tiefreligiöse Empfindungen. Aus Gesprächen, die er wiederholt mit Freunden und selbst mit Untergebenen führte, geht z. B. bis zur Evidenz hervor, wie hoch er die christliche Lehre schätzte. „Kein Stifter einer Religion“, sagte er, „hat das Grundprinzip seiner Lehre schöner und einfacher ausgedrückt als der grosse Nazarener in den Worten: ‚Liebet einander!‘ Ja könnte ich eine Person der

Weltgeschichte wieder aufleben lassen, es würde dies ganz sicher Christus sein!“

In den philosophischen Diskussionen mit seinen Intimen vertrat er den materialistischen Standpunkt. „Das Geheimnis des Lebens wird sicher eines Tages ergründet werden; es kann nur irgendwie mechanisch sein. Dass wir heute das Wie noch nicht wissen, ist kein Grund dafür, das wir es nicht einstmals erkennen und erfahren werden.“ Er lehnte alles ab, was über die von Anfang an gegebenen Eigenschaften der Materie hinausgieng und beantwortete die Frage: „Wer hat denn diese Gesetze gegeben?“ mit der anderen, nicht minder logischen Frage: „Und wer hat denn den Schöpfer gemacht? Damit rücken Sie die Frage nur um eine Stufe weiter zurück!“ Die Existenz des Menschen hielt er nur für das Produkt des Zufalls, welches ebenso gut nicht hätte eintreten können. „Ohne Eiszeit kein Mensch!“ Das war sein naturphilosophisches Dogma. —

Als Wagners schönste, edelste Seite muss dessen nimmermüde Wohlthätigkeit bezeichnet werden. Während des ganzen Jahres flossen an Arme und Notleidende so zahlreiche Gaben, die er am liebsten persönlich verteilte, dass sein bescheidenes Budget oft bedenklich ins Schwanken geriet; denn mehr als ein Viertel seiner Jahreseinnahme gab er für humane und gemeinnützige Zwecke aus. Nicht in Worten, wohl aber in Thaten war er der eifrigste Vollstrecker der christlichen Lehre. Seine Abneigung gegen Luxus und Verschwendung entstammte weniger den armen Gewohnheiten seiner Jugend, als vielmehr einer tiefen Brüderlichkeitsempfindung für die Armen. Er hätte nie genießen mögen, wo andere darben. Auf dem Lande lebte er bei den Armen selbst, in der denkbar bescheidensten Wohnung. Für Gelderwerb hatte er nicht das geringste Verständnis. „Der Mammon,“ schreibt er in einem Briefe (d. d. Milwaukee, 10. Dez. 1854) an seinen Bruder Rudolf, welcher ihn aufforderte mehr auf Ersparnisse für das Alter Bedacht zu nehmen, anstatt seine Einnahmen immer wieder auf neue Reisen zu verwenden, „wiegt allerdings schwer in der Welt, aber glücklich macht er doch nur wenige. Ich beneide keinen unserer Reichen in der Weise wie er lebt und danke dem Himmel, dass ich andern Sinnes bin. Das Geld ist erstickender für edle Gefühle als der Kohlendampf für die Lungen, und nicht umsonst hat der Stifter der christlichen Religion seinen gewaltigsten Fluch gegen den Mammon geschleudert.

Ich werde arm bleiben; mir ist kein Reichtum bestimmt. Tausend schöne Erinnerungen aus meinem Wanderleben sollen mich dafür im Alter und in der Armut trösten. Neben allen Leiden und Sorgen, wie reich waren doch auch meine amerikanischen Wanderzüge an Anschauungen, an herrlichen Genüssen, und wie belehrend zugleich! Wie gewinnbringend für die Erweiterung der Kenntnisse und des Gesichtskreises. Der Anblick der Tropenwälder von Zentralamerika und das Studium des politischen Lebens der Nordamerikaner sind allein schon die 10,000 Gulden wert, welche jene Reise gekostet, und die mühevollen Arbeiten, um dieses Geld wieder zu verdienen.“ —

In den letzten zehn Jahren seines Lebens beschäftigte ihn auch lebhaft die soziale Frage und deren mögliche Lösung. Unter dem Einflusse seiner so entbehrungsvollen Jugend und seines regen Mitgefühls für nebenmenschliches Elend gelangte er allmählich in seiner Anschauung auf einen sehr vorgerückten Standpunkt; aber alles, was er darüber sprach und schrieb, zeigte von einer genialen Auffassung und nüchternen Beurteilung dieser wichtigsten politischen Zeit- und Streitfrage.

Ein ungemein zärtliches Verhältnis bestand zwischen Wagner und seiner Mutter. Mit der herzlichsten Liebe und kindlichsten Dankbarkeit hing er bis an deren Lebensende an ihr, wovon hunderte von ihm in den verschiedensten Lebensverhältnissen an dieselbe gerichtete Briefe Zeugnis geben, und wovon uns auch die Mutter selbst einige wahrhaft rührende Beispiele erhalten hat.

„Als zwölfjähriger Knabe“ — erzählt die wackere Frau in der bereits erwähnten Biographie — „pflegte er mich an meinem Krankenlager, durchwachte halbe Nächte, beobachtete jeden Pulschlag und schrieb von einer Viertelstunde zur anderen meinen Zustand auf, um dann am nächsten Morgen dem Arzt seinen Bericht zu übergeben.“

Und am 17. November 1849, mit welchem Tage leider die mütterlichen Aufzeichnungen über den Herzenssohn enden, heisst es: „Als in Seeburg“ (einem langjährigen Lieblingsaufenthalte Wagners am Vierwaldstätter-See) „vor ein paar Wochen ein Landgut für 6000 Gulden ausgebaut wurde, wollte Moriz, da seine Mittel nicht zureichten, ein Anlehen aufnehmen, um mir dasselbe zu kaufen und dort gemeinsam mit mir einen Haushalt zu gründen; allein ich riet dringend davon ab und begnügte mich damit, in meiner stillen

Wohnung zu bleiben. — Aber nicht genug danken kann ich Gott für alle die Beweise der Liebe und Dankbarkeit meiner Kinder und spreche gehobenen Herzens: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!... Und wenn ich einst auf der ewigen Welt mit ihnen zusammenstehe, hoffe ich ausrufen zu können: Herr, hier sind sie alle, die du mir gegeben, keiner ist verloren!“ — —

Wagner war indes nicht bloss ein ungewöhnlich zärtlicher, liebevoller Sohn, er war auch ein ungemein treuer, zuverlässiger, aufopfernder Freund. Namentlich seine späteren Lebensjahre waren durchleuchtet von der Freundschaft zu den Wenigen, welche getreulich zu ihm hielten, ihn immer wieder aufsuchten und in einem so schönen Verhältnis zu ihm standen, wie man es nur im klassischen Altertum wieder finden konnte. Sein eigenes Können weit unterschätzend, wurde er nicht müde, neidlos und offen die Verdienste anderer anzuerkennen, jungen Fachgenossen und Gelehrten durch seinen Einfluss zu nützen oder durch Ratschläge ihre Zwecke zu fördern, schöne und edle Züge seiner Freunde zu wiederholen und das Glück ihres geistigen Verkehrs innig und dankbar zu empfinden, wenngleich ihm jene mephistophelische Ader nicht ganz fehlte, welche ein gewisses Vergnügen darin findet, menschliche Schwächen zu zergliedern. Kannte er doch die vielen Nachtseiten der menschlichen Natur und Gesellschaft aus eigenster Erfahrung, hatte er doch selbstbewusst aus jener Tiefe zu einer edlen, geklärten und reifen Lebensanschauung sich emporgerungen! —

Wagner starb als Junggeselle, was insofern wundernehmen muss, als ihn das weibliche Geschlecht stets ganz besonders anzog und der Umgang mit geistreichen Frauen einen nicht unwesentlichen Einfluss auf seine Lebensverhältnisse übte. Zahlreiche Aufzeichnungen und Bemerkungen in seinen äusserst umständlich geführten Reisetagebüchern deuten darauf hin.

Obschon Wagner nicht gerade ein sympathisches Äusseres, noch anheimelnde Manieren hatte, so blieb er doch als weitgereister, vielerfahrener Mann, als geistreicher, fesselnder Erzähler und als scharfer, kritischer Beobachter zeitlebens ein Liebling der Frauen. Und darum waren auch sein Alter, sowie sein Krankenlager nicht so einsam und traurig, wie sie es in der Regel von alten Junggesellen zu sein pflegen. Teilnehmende Frauen, voll zarter Aufmerksamkeit, suchten fortwährend sein stilles Heim auf, um ihm einige Stunden aus seinen Lieblingsschriftstellern vorzulesen oder

durch heitere Plaudereien die Zeit zu verkürzen; Frauenhände schlossen ihm die müden Augen und legten die ersten Lorbeerkränze auf seinen Sarg. Und als seine irdische Hülle kaum der Erde übergeben war, da schmückten bereits trauernde Freundinnen mit Epheu und duftenden Blumen liebevoll das schlichte Grab. —

Erst in den letzten zwanzig Jahren seines vielbewegten Daseins hatte den deutschen Gelehrten „Frau Sorge“ verlassen und er war nun endlich im Stande, ein eigenes behagliches Heim sich zu gründen. Nach seiner Rückkehr von seiner letzten Reise wurde er zum Honorar-Professor der Länder- und Völkerkunde an der Universität, zum Mitgliede der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften, sowie zum Conservator der erst durch seinen Fleiss zu erhöhtem Ansehen und gesteigerter Berühmtheit gelangten k. ethnographischen Staatssammlung in München ernannt und genoss dadurch jene pekuniäre Unabhängigkeit, um ausschliesslich seinen wissenschaftlichen Studien, Forschungen und Arbeiten leben zu können.

Er veröffentlichte jetzt eine ganze Reihe von Abhandlungen über seine Migrationstheorie und bemühte sich, dieselbe mit immer neuen Thatsachen und Belegen zu illustriren und zu bekräftigen. Aber die Massenhaftigkeit des gesammelten Materials, die skrupulöse Prüfung jeder neuen Beobachtung, die gründliche Widerlegung der immer wieder von neuem auftauchenden gegnerischen Einwände, sowie seine zunehmende Kränklichkeit verzögerten in einer von ihm höchst schmerzlich empfundenen Weise den Abschluss eines Werkes, welches er als seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung bezeichnen zu dürfen glaubte. Dazu kam noch, dass er im Oktober 1870, von einem Ausflug nach dem Starnbergersee heimkehrend, im Münchener Bahnhof durch einen unglücklichen Sprung vom Eisenbahnwaggon einen Oberschenkelbruch erlitt, der ihn monatelang ans Bett fesselte und für den ganzen Rest seines Lebens zum Krüppel machte. Es war ein gar peinliches Schauspiel, den unermüdlichen Forschungsreisenden, welcher die höchsten Berge der Erde bestiegen hatte, nun mühsam, erst auf Krücken, dann auf einen Stock gestützt, durch die Strassen der bayrischen Hauptstadt humpeln zu sehen. Sein Zustand wurde immer kläglich; ein Lungen- und Kehlkopfleiden zehrte die letzten Lebenskräfte auf. Umgeben von einem kleinen, aber edlen Kreis treu ergebener Freunde, unter der sorgfältigsten, liebevollsten Pflege, verbrachte er die letzten Schmerzentage. Welche fürchterlichen Qualen muss er gelitten haben, dass er sich am

30. Mai 1887 durch einen Revolverschuss freiwillig den Tod gab; er, der, wie unzählige mündliche und briefliche Äusserungen bezeugen, mit solch unsagbarer Liebe am Leben hieng und an allen Zeitereignissen bis zu seinem letzten Augenblicke ein so reges, tiefinniges Interesse genommen hat!

„Trotz meines leidenden Zustandes,“ schrieb er mir noch wenige Monate vor seinem Tode, „kann ich nicht leugnen, dass das Scheiden von der süssen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und des Wirkens auch mir schwer und schmerzlich erscheint. Wir haben doch viel Grosses und Schönes erlebt, Besseres, unendlich Besseres, als wir 1852, bei unserer Auswanderung nach Amerika, in der Zeit der düstersten Reaktion zu hoffen und zu träumen wagten. Damals, Deutschland tief zerrissen und Oesterreich unter der Polizeiherrschaft eines Bach und Schwarzenberg. Jetzt, Deutschland geeinigt, frei und mächtig, und nicht nur der Freund und gute Nachbar, sondern auch der Bundesgenosse Oesterreichs! Die intime Allianz der beiden Grossmächte, welche den Frieden Europas gebieten und erhalten, ist das schönste, segensreichste Werk Bismarcks. Diese Allianz sichert die stärksten Interessen beider Reiche: die Westgrenze Deutschlands gegen Frankreich und die Herrschaft oder doch den überwiegendsten Einfluss Österreichs an der Donau und in den wichtigsten Provinzen der Türkei. Diesem Bündnis gehört auch die nächste Zukunft. Aber auch der Blick auf den grossen Kulturfortschritt unserer Zeit in Humanität und Freiheit, auf die gewaltige wissenschaftliche Thätigkeit, das Blühen von Künste und Industrie, auf die ganz ungeheure geistige Bewegung, welche in der Weltgeschichte auch nicht entfernt wie heute existirte, und sich kundgiebt in den tausenden Vereinen, Versammlungen, Ausstellungen und Entdeckungsreisen — auch dieser letzte Blick auf die von den Sonnenstrahlen der Bildung und Aufklärung erleuchtete und erwärmte Erde erquickt und erfreut das brechende Auge Ihres alten Freundes.“

Äusserte er aber auch häufig seinen Unmut über das „infame Altwerden,“ das er scherzend einen „schändlichen Spitzbubenstreich der Natur“ nannte, so siegte doch schliesslich in ihm die stille Resignation des vollendeten Weisen, welcher sich eins fühlt mit der ganzen Natur und sein individuelles Sterben als eine gleichgültige Sache, nur als ein Hinübergleiten in das All betrachtet, während das grosse Ganze rastlos und unaufhörlich weitergeht. In diesem

Sinne ist auch seine von ihm selbst verfasste Grabschrift gedacht, mit welcher dieses ebenso thatenreiche als vielverdiente Denkerleben abschliesst :

„Mitleidlos bricht die Natur
Ihr Gebild' entzwei ;
Steten Wechsel liebt sie nur,
Alles zieht vorbei !
Doch wenn auch Vergänglichkeit
Treibt ihr grausam' Spiel :
Ew'ges Schaffen bleibt der Zeit,
Wie der Kräfte Ziel !“

Genua, im Januar 1888.
